

Aus:

ANTKE ENGEL

Bilder von Sexualität und Ökonomie

Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus

Mai 2009, 258 Seiten, kart., 26,80 €, ISBN 978-3-89942-915-2

Gibt es eine intime Beziehung zwischen sexueller Freiheit und Marktfreiheit? Bilder dissidenter Sexualität und geschlechtlicher Ambiguität finden sich heute nicht nur in sexueller Subkultur, sondern auch in kommerzieller Werbung. Die entstehenden Überlappungsfelder – queere Diskurse in kommerziellen ebenso wie neoliberale Diskurse in queeren visuellen Produkten – sind Schauplätze kultureller Politiken.

Aus einer queeren Perspektive lotet dieser Band das Verhältnis von Sexualität und neoliberaler Ökonomie aus: Wie bedingen sie sich wechselseitig? Fordern sie sich gegenseitig heraus?

Die Studie bietet zudem methodische Anregungen zum Einsatz kulturwissenschaftlicher Bildlektüren in sozialwissenschaftlicher Forschung.

Antke Engel (Dr. phil.) ist Leiterin des Instituts für Queer Theory (Hamburg/Berlin) und Research Fellow am Institute for Cultural Inquiry (ICI Berlin).

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts915/ts915.php

Inhalt

Danksagung	11
Die ›sexuelle Revolution‹ der Bilder – Intro	13
<hr/>	
Queere kulturelle Politiken	16
Queer Theory und die Komplexität der Herrschaft	19
Queering Neoliberalism?	24
Sexualität in der Ökonomie in der Sexualität	28
Bilder als Agenten der Gouvernamentalität	31
Kulturelle Politiken hegemonietheoretisch	34
1 Technik und Taktik der projektiven Integration	39
<hr/>	
›Diversity heißt Vielfalt‹	39
Projektive Integration: Differenz als kulturelles Kapital	42
Mehrfache Adressierungen und Allianzangebote	44
Projektion als politische Arbeit am und mit dem Bild	48
Differenz – gestaltet, gestaltbar und medial	52
Die Hegemonie der Diversität	55
Heterotopia: Integration oder <i>outside belongings</i>	61

2 Verführung in die privatisierte Verantwortung 67

Wer ist im Bilde?	69
Die ›sorgende Hand‹ der Pharmaindustrie	72
Der <i>homo oeconomicus</i> als Hausarbeiter_in?	74
Bilder und Phantasien des kulturellen Imaginären	77
Die politischen Körper	81
Dasein als sorgendes Handwerk oder ...	84
... die Hand als Sexualorgan	88
Sexuell arbeiten an sexuellen Produktionsverhältnissen	91
Durchquerungen neoliberaler sexueller Ökonomien	93
Queering Sorge?	96

3 Die Widersprüche der Paradoxien 99

Hunger in Drag	105
Des ›Hausschweins‹ Politik der Ambiguität	109
Spannung auf dem Ruhekissen	113
Ambiguität, Paradoxie, Widerspruch	117
Entscheidung in der Unentscheidbarkeit	119
Unentscheidbare Entscheidungen für die Paradoxie	122
Dragfeeding und die Dynamisierung des Ruhekissens	127
Die Paradoxie als Mittlerfigur	132
Paradoxien queer politisieren	134

4 Paar werden – *Strange* werden 137

Bindung, nicht <i>bondage</i>	137
Differenz und die Gestaltung des Gesellschaftlichen	138
Verkupplungsphantasien	141
Tanz unter dem Stahlträger	145
Politik der <i>unhomeliness</i>	148
<i>Strangeness</i> sexualisieren	150
<i>Queering economy</i> :	
Ein Begehren nach ökonomischer Diversität	156
Eine kontrasexuelle Ökonomie der Wünsche	158

5 Spektakel im Rahmen 165

Isibuko/Spiegel	165
Bilder als Produktionsverhältnisse	167
Rahmen/Bedingungen der Selbstrepräsentation	168
Fixierungen im Rahmen	171
Rahmen-Wechsel für die Ikone	175
Sexuelle Arbeits- und Produktionsverhältnisse	180
Visueller Aktivismus	182
Die dritte Seite des Spiegels	186
Heterotopie – Un-Ort des Begehrens	189
Die gerahmte Poesie des Anus	192
Das Spektakel als Spielraum	195

6 ›Dazwischen‹ geraten und produktiv geworden. Methodologische Reflexionen zur sozialen Produktivität von Bildern 199

Bilder als Produktivkräfte kultureller Politiken	201
Mit Bildern zusammenarbeiten	204
Macht und <i>agency</i> in der Ekphrasis	206
Imaginative Doppelung:	
Von der bildhaften Überschrift zur produktiven Negation	208
Visuelle Argumentation	211
Lektüre und Leser_in der Lektüre	213
Phantasie und Begehren in der Performativität	215
Eine queere Ökonomie der Bilder	219

7 Umbildungen von Sexualität und Ökonomie – Exit 225

Literatur	233
Bildnachweise	254

Danksagung

Dieses Buch verdankt seine Umsetzung einem Research Fellowship am Institute for Cultural Inquiry (ICI-Berlin), welches meiner Arbeit den finanziellen Rahmen und vor allem auch einen inspirierenden intellektuellen Kontext geboten hat.

Renate Lorenz, Sabine Rohlf, Isabell Lorey, Kerstin Brandes, Johanna Schaffer und Volker Woltersdorff haben die Entstehung des Buches in seinen verschiedenen Stadien mit inhaltlichen Diskussionen ebenso wie konzeptionellen und stilistischen Überlegungen begleitet. Ihnen allen gilt mein ganz besonderer Dank. Insbesondere Renate, Kerstin und Johanna waren mir, ob ihrer eigenen grenzgängerischen Praxen, großartige Gesprächspartnerinnen, wenn es darum ging, die unterschiedlichen Felder poststrukturalistischer Politik, Neoliberalismus- und Rassismuskritik, Queer Politics und Kunst/Visuelle Kultur zu verbinden. Anregende Gedanken zu künstlerischer und politischer Praxis habe ich außerdem von Ines Doujak, Galli und Zanele Muholi erhalten, die somit an diesem Buch nicht nur durch ihre künstlerischen Arbeiten beteiligt sind. Thank you!

Für wertvolle Hinweise zu einzelnen Aspekten sowie Gespräche zu gesellschaftspolitischen Einschätzungen und repräsentationspolitischen Strategien danke ich außerdem: Lauren Berlant, Regina Brunnett, Judith Butler, Chris Campe, María do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan, Gabriele Dietze, Lisa Duggan, Aneta Dybska, Stef Engel, Waltraud Ernst, Dominika Ferens, Judith Halberstam, Ulf Heidel, Tuula Juvonen, Susanne Krasmann, Claudia Lutz, Katharina Pühl, Tuija Pulkkinen, Sigrid Schade, Silke Wenk, Beate Wirtz sowie den Hamburger Arbeitsgruppen zu Theorien des Politischen, zu Queerer Neoliberalismuskritik und der überregionalen AG Queere Visuelle Kulturen.

Die ›sexuelle Revolution‹ der Bilder – Intro

Staatsdienende Homos, gebärende Männer, kulturschaffende Migrant_innen¹ und sportliche oder wissenschaftliche Asse unter geistig oder körperlich anders-befähigten Menschen finden seit geraumer Zeit ihren Ort in hegemonialen Medien. Es lässt sich ein gewisses Zelebrieren von Differenz verzeichnen: Differenzen werden weniger als Problem, Nachteil oder tragisches Schicksal denn als erfreuliches Spektakel oder als kulturelles Kapital präsentiert. Wird doch einmal Bezug auf soziale Ungleichheit und Diskriminierung genommen, so sicherlich nicht, um strukturelle Gewaltverhältnisse wie Rassismus, Hetero-/Sexismus, Körpernormativität oder kapitalistische Ausbeutung zu thematisieren und zu zeigen, wie diese hierarchisierte Differenzen hervorbringen. Vielmehr werden, da es höchst populär ist, jegliche Opfererzählung zu vermeiden, Diskriminierungen als ›Aktivierungsenergie‹ zur Steigerung persönlicher Leistungsfähigkeit angesehen. Gemäß einem

1 Der Unterstrich im Wort (Migrant_in) ist von der Transgender-Bewegung eingeführt worden, um sprachliche Geschlechtsmarkierungen, die ein Entweder/Oder von männlich und weiblich suggerieren (z.B. die/der KonsumentIn), durch eine unterbrochene, aufgeschobene oder kontinuierliche Vorstellung von Geschlecht zu ersetzen (vgl. Herrmann 2003). Im zweiten Kapitel setze ich diesen Gedanken konsequent auch hinsichtlich der Artikel und Pronomen um (z.B. d_ oder sie_er). Ansonsten führe ich eine feministische Dimension dadurch ein, dass die verwendeten Artikel und Pronomen die Unterstrich-Substantive konsequent in weiblicher Genus-Form repräsentieren, was als Konstruktion und kulturelle Politik zu verstehen ist. Außerdem ersetze ich die Universalform ›man‹ durch ›tran‹, um die maskuline Konnotation aufzugeben.

neoliberalen Individualisierungsparadigma ist es die Aufgabe jede Einzelnen, das Beste aus den eigenen Lebensbedingungen zu machen, aber nicht gesellschaftliche Aufgabe, gute Lebensbedingungen für alle zu schaffen. In diesen diskursiven Horizont passen Bilder gefeierter Differenz gut hinein, insbesondere dann, wenn sie auch noch als Illustrationen einer Erfolgsstory mit komplizierten Ausgangsbedingungen erscheinen. Doch stellen derartige Bilder und Erzählungen schlicht eine Bestätigung dar, dass neoliberale Anrufungen greifen? Legitimieren sie neoliberale Anforderungen als ›Förderung individueller Potentiale‹ und sozio-ökonomische ›Modernisierung‹? Oder sind in derartigen Repräsentationen auch die Kämpfe marginalisierter Gruppen um Artikulation und Anerkennung nachvollziehbar? Inwiefern können sie als Anerkennung von Differenz verstanden werden? Und inwiefern handelt es sich dabei um Anerkennung, die nicht den Einschluss einiger durch den Ausschluss anderer erkaufte oder lediglich Differenzen meint, die funktional für eine globalisierte Marktwirtschaft sind?

Im Rahmen dieses Buches gilt die besondere Aufmerksamkeit visuellen Repräsentationen von Geschlechtern und Sexualitäten, die sich nicht glatt in die Normen von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit einpassen bzw. diese offenkundig unterlaufen und deren Darstellungsweise nicht darauf hinausläuft, die entsprechenden Lebensformen zu entwerten, zu verleumden, zu verlachen, zu skandalisieren oder zu pathologisieren. Interessant erscheint mir, dass zunehmend Bilder zu finden sind, die auf eindeutige Markierungen sozialer Identitäten verzichten und stattdessen ein Changieren geschlechtlicher oder ethnischer Attribute, eine Ambiguität von Begehrensachsen oder eine Ungewissheit sozialer oder geopolitischer Verortung produzieren. Diese propagieren kein multikulturelles Nebeneinander, in dem die Norm unangefochten bleibt und lediglich durch bunte Accessoires ergänzt wird, sondern fordern traditionelle Entgegensetzungen beispielsweise von hetero oder homo, herkunftsdeutsch oder migrantisch, sportlich oder behindert heraus. Derartige Bilder entstammen weder ausschließlich queerer künstlerischer oder aktivistischer Produktion noch sind sie darauf beschränkt, enge Marktsegmente, Nischen oder Minderheiten zu bedienen. Vielmehr sind Bilder geschlechtlicher und sexueller Abweichung und Dissidenz im Mainstream angekommen. Sei es in Medien und Werbung oder auch in Kunst, Kulturproduktion, in wissenschaftlichen Abhandlungen oder politischen Materialien – mittlerweile ist es nicht mehr ungewöhnlich, Repräsentationen von Differenz zu finden, die eine klare Unterscheidung von Selbst und Anderem unterlaufen.

Vor einigen Jahren hätte ich vorgeschlagen, in solchen Bildern eine queere ›Strategie der VerUneindeutigung‹ zu lokalisieren, die als Ausweg aus rigiden Identitätskategorien und als Anfechtung von Normalitätsregimen betrachtet werden kann (Engel 2002). Heute möchte ich die Frage offener und zugleich konkreter formulieren, das heißt, ich möchte ausgewähltes visuelles Material daraufhin untersuchen, welche Kämpfe um kulturelle Bedeutungsproduktion darin zum Ausdruck kommen und ob es im Zuge dieser visuell vermittelten Kämpfe zu einem veränderten Verständnis von und Umgang mit Differenz kommt. Hierbei gehe ich davon aus, dass kulturelle Repräsentationen Teil hegemonialer Kämpfe sind, in die eine Vielzahl politischer Kräfte, wenn auch mit unterschiedlichem Gewicht, einfließen. Die Bilder, die im Rahmen dieses Buches zum Auftritt kommen, interessieren mich als Agenten in hegemonialen Kämpfen, die beteiligt sind an den – expliziten und impliziten – Auseinandersetzungen darum, was als gesellschaftlich normal oder vorherrschend angesehen wird. Diesbezüglich möchte ich insbesondere die Bedeutung queerer Politiken für die Durchsetzung und/oder Anfechtung neoliberaler Transformationen ausloten. Wobei es mir weder darum geht, queere und neoliberale Diskurse einander als antagonistische Kräfte gegenüberzustellen und dann Prozesse der Vereinnahmung oder Enteignung zu beklagen, noch darum, eine eindimensionale Bedingtheit zu behaupten, etwa im Sinne des ökonomistischen Arguments, queer sei ein Produkt des Neoliberalismus. Vielmehr interessieren mich diskursive Überlappungen, angesichts derer es nicht mehr so einfach ist zu sagen, ob etwas queer oder neoliberal ist, sowie rhetorische und visuelle Figuren, mittels derer sowohl neoliberal als auch queer argumentiert wird. So ist beispielsweise die Vorstellung, der eigene Körper inklusive seiner Geschlechtlichkeit unterliege der Gestaltungsverantwortung der Einzelnen und könne durch gezielte Praxen oder käuflich zu erwerbende Produkte optimiert werden, als ein solches Feld diskursiver Überlappung zu verstehen. Statt die Bedeutung dieser Vorstellung für das Aufbrechen rigide binärer Geschlechtermuster gegen das neoliberale Bemühen auszuspielen, möchte ich alles der Marktförmigkeit zu unterwerfen, möchte ich mit Hilfe der in diesem Buch vorgestellten Bildlektüren versuchen, aus der unentrinnbaren Verwobenheit heraus herrschafts- und kapitalismuskritische queere Perspektiven zu formulieren.

Zuvor gilt es jedoch, mit dieser Einleitung einige Grundlagen zu meiner Untersuchung zu legen. Ich werde im Folgenden zunächst den Begriff ›kulturelle Politiken‹ erläutern, möchte dann eine Idee davon vermitteln, was ich unter ›queer‹ und unter ›neoliberal‹ verstehe, und im nächsten Schritt aus den beiden letztgenannten Diskursfeldern die

Frage nach dem Verhältnis von Sexualität und Ökonomie extrahieren, die meine Bildlektüren anleitet. Anschließend werde ich nach einigen methodologischen Überlegungen zu ›Bildern als Instrumenten und Agenten der Gouvernementalität‹ den hegemonietheoretischen Rahmen dieser Arbeit vorstellen, der meine Perspektive queerer Herrschaftskritik einfasst. Den Übergang zu den eigentlichen Untersuchungen dieses Buches liefert abschließend die These, dass eine veränderte Form der Normalisierung, die ich mit dem Begriff der ›projektiven Integration‹ zu fassen trachte, in spätmodernen Gesellschaften das Ineinandergreifen queerer und neoliberaler Diskurse anleitet.² Im Rahmen der Bildlektüren wird es nicht nur darum gehen, diesen Prozess der projektiven Integration plausibel darzulegen, sondern auch dessen Grenzen auszuloten und kritische Perspektiven zu gewinnen. Methodologisch stellt sich die Frage, was kulturwissenschaftliche Bildlektüren zur Generierung sozialwissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Wissens beitragen können und inwiefern sie womöglich politische Praxen inspirieren.

Queere kulturelle Politiken

Wenn ich mit diesem Buch die Relevanz kultureller Politiken für die Durchsetzung und Anfechtung neoliberaler sozio-ökonomischer Transformationen zum Ausgangspunkt nehme und nach der Bedeutung von Bildern in diesen Politiken frage, so knüpfe ich hierbei an Ansätze der kritischen Kulturwissenschaften/Cultural Studies an.³

-
- 2 Den Begriff ›spätmodern‹ wähle ich, um Gesellschaften des 21. Jahrhunderts zu bezeichnen, in denen die Kritik an der Moderne, ihren Universalismen (global vereinheitlichte Begriffe von Fortschritt, Freiheit, Demokratie etc.) und Dualismen (Arbeit/Kapital, Frau/Mann, Barbarei/Zivilisation etc.) in die Politik einfließt und dort Bekenntnisse zu Differenz und Pluralismus hervorbringt. Da dies weder für alle westlichen Gesellschaften gilt noch sich auf diese beschränken lässt, wäre der Begriff ›westlich‹ keine adäquate Alternative.
 - 3 Kritische Kulturwissenschaften/*Cultural Studies* – mit dem Begriff kritische Kulturwissenschaften bezeichne ich Ansätze innerhalb der deutschsprachigen Kulturwissenschaft(en), die ähnlich wie die *British Cultural Studies* (vgl. Turner 1996; Hall 1997) die Auseinandersetzung mit kulturellen Phänomenen als Macht- und Herrschaftsanalytik betreiben, mit einem breiten Verständnis des Kulturellen arbeiten, das sich für Alltagspraxen oder Massenmedien ebenso interessiert wie für Subkultur, und Repräsentation als Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion verstehen. In Engel (2002: 127ff.) habe ich herausgearbeitet, wie der Reprä-

Denn diese erlauben, Zusammenhänge von kulturellen Produktionen und kulturellen Politiken zu reflektieren sowie (visuelle) Repräsentation als unhintergehbare, konstitutives Moment von Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu denken. Repräsentation wird in diesem Zusammenhang nicht als Abbild von Wirklichkeit oder Ausdruck von Bedeutung verstanden, sondern als Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion. Insbesondere ist diesbezüglich auch die Bedeutung von Repräsentation für die Konstituierung vergeschlechtlicher, sexuierter und politischer Subjektivität gemeint.⁴ Wenn Repräsentation als eine Form politischer Intervention verstanden wird, kommt Bildern und visuellen Repräsentationen entscheidende Bedeutung zu.⁵ Sie reflektieren und konstituieren kulturelles Imaginäres (Gatens 1996) und individuelle wie soziale Phantasien (Lauretis 1996), sie speisen sich aus dem Archiv kulturell verfügbarer Bilder und zugleich in dieses ein, stellen aber zugleich auch praktische und materielle Interventionen ins gesellschaftliche Feld dar.⁶ Sie kommen bei der Durchsetzung neoliberaler Programme ebenso zum Einsatz wie bei der Formierung widerständiger politischer Bewegungen.

Es gab – auch im Kontext der Queer Theory – zahlreiche Debatten darum, ob kulturelle Politiken soziale Verhältnisse oder die Materialität der Körper auf den Status eines Textes reduzieren und somit daran scheitern, die materiellen Effekte von Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt zu adressieren (Seidman 1996; Namaste 1996; Genschel 1997; Hennessy 2000). Vor dem Hintergrund des hier vertretenen Repräsentationsbegriffes erscheint mir dies keine treffende Problemformulierung. Das Problem liegt meiner Ansicht nach nicht in den kulturellen Politiken, sondern in der Frage, wo Macht- und Herrschaftsrelationen verortet werden und wie komplex deren Zusammenhang gedacht wird. So lässt sich beispielsweise die Zwei-Geschlechter-Ordnung als Effekt

sentationsbegriff für queer/feministische Theorie und Repräsentationspolitik gebraucht werden kann. Bezüglich macht- und herrschaftskritischer Kulturwissenschaften für die Queer Theory vgl. Klesse (2007), mit besonderem Fokus auf *Visual Culture*/Visuelle Kultur vgl. Schade/Wenk (1995), Mirzoeff (1999), Holert (2000), Leeuwen/Jewitt (2001) sowie zum Repräsentationsbegriff Lummerding (1994), Chow (2001).

- 4 Vgl. Lauretis (1987; 1996), Silverman (1996), Lummerding (2005), Schade (2006), Gerbig (2007), Pritsch (2008).
- 5 Vgl. Holert (2000), Hentschel (2007), Hieber/Villa (2007), Schaffer (2008), Brandes (2008).
- 6 Vgl. Derrida (1994), Probyn (1996), Hall (1997), Cvetkovich (2001), Williamson (2002), Brunnett (2007).

von Identitätslogik und binärer symbolischer Ordnung erklären; sie lässt sich als praktisches Arrangement der Produktionsverhältnisse verstehen, die von hierarchischer geschlechtlicher Arbeitsteilung profitieren; als Ergebnis normativ-heterosexueller Begehrensrelationen und psychischer Identifizierungen – oder aber als Kombination all dessen und weiterer psycho-sozialer, sozio-materieller, symbolisch-diskursiver Prozesse. Entscheidend ist es, Geschlecht und Sexualität nicht einzig auf Körper, Subjektivität und intime Beziehungen hin zu denken, sondern zu fragen, wie die geschichtlichen Regime normativer Heterosexualität und rigider Zweigeschlechtlichkeit gesellschaftliche Institutionen, makro-politische Prozesse und globale ökonomische Verhältnisse organisieren.

Die Einnahme einer solchen Perspektive geht jedoch zugleich mit der methodologischen Frage nach der sozialwissenschaftlichen Reichweite der kulturwissenschaftlichen Bildlektüren einher. Wenn ich die Pluralisierung geschlechtlicher und sexueller Subjektivitäten und Lebensformen in Relation zur Verfügbarkeit von Bildern und medialen Repräsentationen stelle, soll damit nicht gesagt sein, dass diese Repräsentationen Abbild oder gradliniger Ausdruck sozialer Verhältnisse seien. Wohl aber wird ein Zusammenhang zwischen sozio-subjektiven Lebensmöglichkeiten, Selbstrepräsentationen und öffentlicher Artikulation bzw. dem kulturellen Archiv verfügbarer Bilder behauptet, der mit dieser Arbeit ausgelotet werden soll. Ich gehe davon aus, dass dementsprechend mittels des Bildmaterials nicht nur etwas über die Formen gesellschaftlicher Integration diverser sexueller Lebensformen ausgesagt werden kann, sondern sich auch die visuellen Strategien verschiedener kultureller Politiken herausarbeiten und auf ihre Bedeutung hinsichtlich gesellschaftlicher Transformationen befragen lassen. ›Gesellschaftliche Transformation‹ umfasst hierbei sowohl dominanzgesellschaftliche Integrations- und Normalisierungsangebote als auch minoritäre sexualpolitische oder queere Interventionen. Sie sollen jeweils daraufhin betrachtet werden, ob und inwiefern sie dem Abbau gesellschaftlicher Hierarchien und Normalitätsregime und der Erweiterung gesellschaftlicher Artikulations- und Gestaltungsmacht dienen. Dies ist es, was ich unter dem Begriff ›Politik der Repräsentation‹ (Engel 2002) fasse oder hier als ›kulturelle Politiken‹ bezeichne.

Mein besonderes Interesse und die Neugier, die dieses Buch motivieren, gelten der Frage, ob spätmoderne, neoliberale Gesellschaften von queeren kulturellen Politiken beeinflusst sind, und wenn ja, welche Relevanz diese entfalten – sei es im Hinblick auf individuelle und kollektive Lebenspraxen, sei es im Hinblick auf die Organisation gesellschaftlicher Verhältnisse oder nicht zuletzt auf die Absicherung oder

Veränderung von Macht- und Herrschaftsrelationen. Der Untertitel dieses Buches, ›Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus‹, ist hierbei bewusst mehrdeutig gesetzt: Ebenso wie es die Möglichkeit gibt, queere kulturelle Politiken als Produkt neoliberaler Entwicklungen zu verstehen, können sie als Anfechtung des Neoliberalismus verfasst sein und/oder als Aspekt einer Vielzahl kultureller Politiken, die Überlappungen, Verstärkungen, aber auch Konflikte untereinander aufweisen. Unklar ist auch: Sind queere kulturelle Politiken an bestimmte Akteur_innen gebunden – kann beispielsweise ein heterosexueller Werbefachmann keine queere Reklame entwerfen? Lassen sich queere Inhalte und/oder Ästhetiken bestimmen – aus denen sich dann idealerweise ein Handbuch queerer Programmatiken und Strategien extrahieren ließe? Oder sind sie über eine Prozessualität, einen Prozess des queering gekennzeichnet, der in je konkrete heteronormativ verfasste Kontexte verändernd eingreift? Diesen Fragen geht das vorliegende Buch nach, trachtet sie jedoch weder im Vorfeld noch ein für alle Mal zu beantworten, sondern macht Vorschläge, die sich aus konkreten Bildlektüren speisen, anhand derer Strategien und Wirkungsweisen kultureller Politiken auf queere Dimensionen hin untersucht werden sollen.

Queer Theory und die Komplexität der Herrschaft

Queer Theory befasst sich mit der Frage, wie wir Körper, Geschlecht und Sexualität so denken – und leben – können, dass sie nicht immer wieder an eine rigide Zwei-Geschlechter-Ordnung und die Norm der Heterosexualität rückgebunden werden. Analytisch-kritisch bezeichnet der Begriff Heteronormativität das Ineinandergreifen von Geschlechternormen und heterosexueller Dominanz, die ein Regime ausbilden, durch das Macht-, Ungleichheits-, Herrschafts- und teilweise auch Gewaltverhältnisse gerechtfertigt und durchgesetzt werden. Dies bezieht sich beispielsweise auf das Fortdauern einer geschlechterhierarchischen Organisation von Arbeits- und Einkommensverhältnissen oder die Privilegien, die mit ehevertraglich regulierter Heterosexualität einhergehen; auf die Sanktionen und Diskriminierungen, die diejenigen erfahren, die nicht in die kulturell vorherrschenden Geschlechterraster passen; aber auch darauf, dass Geschlechter- und Sexualitätsnormen aufs Engste verflochten sind mit Ethnisierungsprozessen und Rassismen, dass sie in Migrationspolitiken aktiviert werden, Wirtschaftsprozesse und Produktionsweisen beeinflussen und in

Ausbeutungsverhältnissen wirksam werden.⁷ Soll Queer Theory dementsprechend herrschaftskritisch ausgerichtet werden, so gilt es, das komplexe Ineinandergreifen vielfältiger, unterschiedlich zueinander angeordneter Differenzkonstruktionen zu erfassen und gegen sämtliche Unterdrückungsrelationen anzugehen. Positiv gesprochen bedeutet dies, sich für eine Heterogenität von Subjektivitäten und Lebensformen einzusetzen, hierbei jedoch anzuerkennen, dass diese nicht als isolierte Einheiten nebeneinander stehen, sondern in Machtrelationen, und entsprechend potentiell konfliktuell, miteinander verflochten sind. Hinsichtlich politischer Kämpfe stellt sich je konkret die Frage, welche Art sozialer Beziehungen sich ausbilden und ob sie Hierarchiebildungen, normative Zurichtungen, Ausschlüsse oder Privilegien unterstützen. Entgegen diesen gilt es dann treffende soziale und politische Praxen zu entfalten, statt sich an übergeordneten Idealen oder einer vorgeblichen Gemeinsamkeit queerer Subjektivität und Praxis auszurichten (Cohen 2005).

Da ich Queer Theory somit als eine Kritik an jeglicher Form von Identitätskonstruktion verstehe, erscheint mir der Begriff nicht zur Bezeichnung von Individuen oder sozialen Gruppen geeignet, sondern wird von mir – eher im Sinne von queering – zur Bezeichnung von Praxen sowie verändernden Eingriffen in Normalitätsregime gebraucht. Für diejenigen, die sich dieser Perspektive in ihren politischen und Alltagspraxen verschreiben, verwende ich im Folgenden den anti-identitär gemeinten Namen ›Polymorphe‹, während minderheitenpolitische Positionen mit dem Kürzel lgbti (lesbian gay bisexual transgender/transsexual intersexual) erfasst bzw. als schwul oder schwul-lesbisch bezeichnet werden, wenn sie eine entsprechend begrenzte Lobby-Politik betreiben. Mit der Entscheidung für den Begriff ›Polymorphe‹ möchte ich zum einen verstärkte Aufmerksamkeit auf die queeren Kämpfe gegen rigide Zweigeschlechtlichkeit lenken und zum anderen Judith Butlers (1995) Überlegungen zur Umarbeitung des morphologischen Imaginären und Beatriz Preciados (2003) ›Dildotektonik‹ aufgreifen, die (hetero-)normativ verfasste Morphologien der Körper gezielt zu deformieren trachten.⁸

7 Bezüglich eines auf komplexe soziale Differenzierungen ausgerichteten Heteronormativitätsbegriffs vgl. Engel et al. (2005), Haschemi/Michaelis (2005), Eng et al. (2005), Hartmann et al. (2007).

8 Zunächst hatte ich mit dem Begriff der ›Polymorphperverse‹ gespielt, weniger um Freud und den freudomarxistischen Emanzipationsbewegungen zu huldigen denn als Hommage auf das ›Polymorph-perverse Referat‹ der Uni Hamburg. Dieser Name eines teilautonomen Referats des AstA

Um aus queer/feministischer Perspektive auch mit den Herrschaftseffekten umzugehen, die sich im neoliberalen Individualisierungsversprechen, in scheinbar offenen Normalisierungsangeboten und Integrationspolitiken entfalten, gilt es Formen der Hierarchisierung und Differenzierung zu erfassen, die weniger durch Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen als über individualisierte Kriterien wie Leistung, Gesundheit, Bildung, soziale und kulturelle Kompetenz etc. bestimmt sind. Eine Pluralität geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen ist dann daraufhin zu befragen, inwiefern sie auf höchst ausdifferenzierten und hierarchisierten Formen der Integration beruht, oder umgekehrt, welche Praxen, Lebensformen und politischen Maßnahmen dazu beitragen, Hierarchien, normative Zurichtungen sowie die hierarchisierenden und normativen Effekte von Normalisierungen abzubauen. Die Kriterien der Enthierarchisierung und der Denormalisierung (Engel 2002) geben Maßstäbe an die Hand, um konkrete soziale Kontexte oder kulturelle Praxen politisch zu kritisieren und zu verändern, ohne dass sie ihrerseits eine vereinheitlichte, normative Zielperspektive festlegen, die keine Konflikte um politische Perspektiven anerkennen könnte.

Diesbezüglich ist entscheidend, dass der Begriff der Heteronormativität das Regime binär-hierarchischer, hetero-komplementärer Geschlechterdifferenz in einen gesellschaftstheoretischen Kontext einbettet: Geschlecht und Sexualität entfalten demnach ihre Relevanz nicht allein im Hinblick auf die Herausbildung von KörperSubjektivitäten und intimen sozialen Beziehungen, sondern Heteronormativität organisiert staatliche Institutionen und Prozesse, zivilgesellschaftliche Organisationsformen und Bürger_innenschaft und schreibt sich in politische, ökonomische, rechtliche und symbolisch-kulturelle Ordnungssysteme ein.⁹ Wenn ich nicht ausschließlich oder von vornherein von Heteronormativität spreche, sondern den allgemeinen Begriff Sexualität verwende, dann deshalb, weil ich der Heteronormativität keinen totalisierenden Status zusprechen möchte. Zwar gibt es womöglich

war eine Umbenennung des ehemaligen Schwulenreferats, mit dem die Gruppe 2005 eine queer-politische Setzung machte. Vor dem Hintergrund AStA-interner politischer Kämpfe, in deren Rahmen es zu massiven Mittelkürzungen, zur Anfechtung des teilautonomen Status verschiedener Referate und zur Auflösung des Frauenreferats durch den AStA-Vorstand kam, wurde das Referat 2008 in Queer-Referat umbenannt. Vgl. <http://www.lesbischwultransm.uni-hamburg.de/> (13.07.2008).

9 Vgl. *quaestio* (2000), Cooper (2002), Cruz Malavé/Manansalan (2002), Hark/Genschel (2003), Bejer (2004), Eng et al. (2005), Hartmann et al. (2007).

keine gesellschaftlichen Felder, in denen die zweigeschlechtliche Unterscheidung von Menschen keine Rolle spielt (Hartmann et al. 2007), das heißt aber nicht, dass diese das gesamte Feld möglichen Bedeutens und sozialen Lebens abdeckt. Gerade deshalb erscheinen mir Repräsentationen (visuelle und/oder textuelle), die als Prozesse der Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion wirken, höchst geeignet, um sie daraufhin zu befragen, wo und wie sich Formen entfalten, die Geschlecht und Sexualität nicht in die Vorgaben normativer Heterosexualität und rigider Zweigeschlechtlichkeit rückverweisen: Wie werden Stolpersteine und Unterbrechungen in diese Prozesse eingefügt? Wie trägt die Zirkulation kultureller Produkte dazu bei, dass sie in unterschiedlichen Rezeptionskontexten und dort auf unerwartete Weise aufgegriffen werden können?

Im Hinblick auf den gesellschaftlichen Umgang mit Differenzen, der den Einstieg für die hier formulierten Überlegungen bot, erscheint es mir entscheidend, dass Queer Theory aktiv mit dem umgeht, was ich als ›Aporie der Differenz‹ bezeichne: Während einerseits Differenzkategorien zurückgewiesen werden, insofern sie das Ergebnis identitärer Vereinheitlichungen und Ausschlüsse sind, wird andererseits darauf beharrt, Differenzen zu artikulieren und gesellschaftlich anerkannt zu finden – sei es im Sinne der Singularität jeder geschlechtlichen und sexuellen Existenz oder im Sinne anti-essentieller kollektiver subkultureller Identitäten (Probyn 1996; Perko 2004; Engel 2005a). Zweiseitig wird die Situation dadurch, dass eben diese Singularitäten und Partikularitäten auch das Interesse neoliberaler ökonomischer Kräfte wecken und Plädoyers für Individualität, Selbstbestimmung und Freiheit Überlappungen zwischen queeren und neoliberalen Diskursen bedingen. Lassen sich diese Überlappungen politisch produktiv machen? Oder verweisen sie auf eine Normalisierung, die Queer als herrschaftskritisches Projekt disqualifiziert?

Besonders interessant erscheint mir hinsichtlich dieser Frage eine paradoxe Gleichzeitigkeit von Privatisierung und Veröffentlichung, die als Anforderung an die Individuen sowohl in neoliberalen als auch in queeren Diskursen vertreten wird und die meiner Ansicht nach die Normalisierung divergenter sexueller Lebensformen in spätmodernen Gesellschaften anleitet: Während einerseits eine Entpolitisierung sexueller Lebensformen propagiert wird, so dass sexuelle Devianz oder Dissidenz als Privatangelegenheiten erscheinen, wird gleichzeitig die Vervielfältigung und Zirkulation öffentlicher Bilder gefördert. Mich interessiert, welche gesellschaftlichen Funktionen diesen Bildern zukommen und wie diese sie erfüllen. Um dies zu beantworten, gilt es zum einen – bildanalytisch – zu fragen, welche Motive, Rhetoriken und

Darstellungsweisen eingesetzt werden, zum anderen – diskursanalytisch –, wie Zusammenhänge mit neoliberalen sozio-ökonomischen Transformationen zum Ausdruck kommen oder gebracht werden können. Wenn ich hierbei Bilder aus dem Feld queer/feministischer Kulturproduktion und aus der kommerziellen Werbung zueinander in Bezug setze, will ich keine klare Grenzziehung zwischen beiden suggerieren. Vielmehr interessieren mich die diskursiven Überlappungen, das heißt, ich frage, wo sich queere Diskurse in dominanzgesellschaftlichen Repräsentationen, wo sich neoliberale Diskurse in queeren Bildproduktionen finden und wie sich sexuelle und ökonomische Symboliken, Codes und Rhetoriken verflechten. Mit Blick auf diese Überlappungen lässt sich meiner Ansicht nach ein komplexes, wechselseitiges Bedingungsgefüge spätmoderner Sexualität und Ökonomie plausibel machen, statt einfache Ableitungs- oder Vereinnahmungsthesen zu formulieren.

Hiermit möchte ich an bisherige Auseinandersetzungen um die Zusammenhänge zwischen neoliberalen Transformationen und der Normalisierung divergenter geschlechtlicher und sexueller Lebensformen anknüpfen,¹⁰ aber zugleich Perspektivverschiebungen ermöglichen. Nicht zuletzt geht es mir darum, Anregungen zu geben, um das Feld des Ökonomischen stärker in den Blick der Queer Theory zu rücken. Was kann es bedeuten, aus queerer Perspektive sexualpolitische Interventionen in ökonomische Verhältnisse zu leisten? Meiner Ansicht nach ist es notwendig, Sexualität und Ökonomie zusammenzudenken, um die Bedeutung neoliberaler Transformationen für die Veränderung spätmoderner Machtverhältnisse und Herrschaftsformen zu verstehen. Doch was meine ich eigentlich, wenn ich den Begriff ›neoliberal‹ verwende? Was rechtfertigt es, die Kategorie Sexualität diesbezüglich ins Spiel zu bringen? Und woraus speist sich die These, dass queere Bewegungen nicht einfach als Effekt neoliberaler Transformationen oder als Instrumente ihrer Durchsetzung, sondern auch als Stolpersteine und kritische Anfechtung fungieren können?

10 Vgl. Engel (2002: 199ff.; 2007c) sowie aktuelle queer/feministische Kritiken, an die ich anknüpfe: Woltersdorff (2007), Lorenz/Kuster (2007), Groß/Winker (2007), Mönkedieck (2008), Habermann (2008).

Queering Neoliberalism?

»[...] [P]ro-business activism, the foundation of late twentieth century neoliberalism, was built out of earlier ›conservative‹ activism. Neoliberalism developed over many decades as a mode of polemic aimed at dismantling the limited U.S. welfare state, in order to enhance corporate profit rates. The raising of profit rates required that money be diverted from other social uses, thus increasing overall economic inequality. And such diversions required a supporting political culture, compliant constituencies, and amenable social relations. Thus pro-business activism in the 1970ies was build on, and further developed, a wide-ranging political and cultural project – the reconstruction of the everyday life of capitalism, in ways supportive of upward redistribution of a range of resources, and tolerant of widening inequalities of many kinds.« (Duggan 2003: xi)

Beim Neoliberalismus handelt es sich um ein komplexes Projekt, in dem ökonomische, politische und subjektivierende Prozesse ineinandergreifen, indem Diskursformationen und die Organisation gesellschaftlicher Ressourcenverteilung miteinander verschaltet werden.¹¹ Neoliberale Diskurse richten soziale Gerechtigkeit am ökonomisierten Leistungsprinzip aus und forcieren die Ausbildung sozialer, und das heißt auch geschlechtlicher und sexueller Subjektivität als flexibler, an Marktprinzipien und individueller Leistung orientierter Arbeitskraftunternehmer_in. Die Ressourcenverteilung bewirkt eine systematische Konzentration gesellschaftlichen und globalen Reichtums in wenigen ›Händen‹ (zumeist multinationaler Konzerne), was sich auf die Verfügungsmacht der Einzelnen über die materiellen Ressourcen ihrer Existenz auswirkt. Sowohl aus kritischer als auch aus affirmativer Perspektive lautet die entscheidende Praxis-Frage, wie die zunehmende Umverteilung des Reichtums von unten nach oben bewirkt und abgesichert wird. Während aus hegemonietheoretischer Perspektive

11 »[Wir, ae] verstehen unter dem neoliberalen Projekt vor allem solche Prozesse, die eine Universalisierung von Marktmechanismen vorantreiben und damit die Ausrichtung möglichst vieler Bereiche an kapitalistischen Verwertungsinteressen zur Folge haben. [...] Damit verbunden sind neoliberale Politiken des Regierens, die mit dem Abbau sozialer Leistungs- und Sicherungssysteme, der Kostensenkung für Reproduktionsaufgaben und der Re-Familiarisierung dieser Tätigkeiten einhergehen. Diese ökonomischen und politischen Entwicklungen werden von Diskursen begleitet, die immer wieder aufs Neue die Eigenverantwortung der Individuen betonen.« (Groß/Winker 2007: 8)

untersucht wird, wie Zustimmung zu und Beteiligung an neoliberalen Transformationen gewonnen wird, kann aus queer-politischer Perspektive gefragt werden, welche Rollen sexuelle Wünsche, Phantasien und Praxen hinsichtlich der Konstituierung neoliberaler Subjektivitäten wie auch der Durchsetzung der Umverteilung spielen und wie die politischen und ökonomischen Diskurse, Maßnahmen und Technologien durch Begehren bewegt sind. Im Folgenden sollen diese beiden Anliegen miteinander verbunden werden.

Von entscheidender Bedeutung hinsichtlich der Durchsetzungskraft neoliberaler Diskurse ist das Versprechen individueller Freiheitsgewinne. Individualisierung und Privatisierung befördern angeblich die Überwindung einschränkender, hierarchisierter sozialer Positionierungen. Die Vorstellungen von Individualisierung und Freiheit bleiben jedoch gebunden an eine an privaten Besitzrechten ausgerichtete Marktwirtschaft (Kreisky 2001; Duggan 2003; Harvey 2005). Entsprechend gilt der kapitalistische Markt, orientiert an Angebot, Nachfrage und Spekulation, als Garant einer Fortschrittsdynamik, die den Weg zu globalem Wohlstand ebnet, der Befriedigung jedes erdenklichen Bedürfnisses dienlich ist und noch dazu soziale Anerkennung verleiht. Abstinenz von staatlichen Regulierungen der Wirtschaft und das Rückschrauben steuerlicher Finanzierung öffentlicher Institutionen wird als Befreiung von staatlicher Gängelung und erzwungenen Solidarpakten präsentiert. Gemäß dieser Auffassung funktioniert der Markt als Modernisierungs- und Pluralisierungsmaschine, die einen kontinuierlichen Fluss neuer Bedürfnisse und Produkte sowie die entsprechenden Produzent_innen und Konsument_innen hervorbringt. Angesichts dieser Versprechen lautet ein verbreiteter Imperativ, dass die Marktdynamik keinesfalls zu stören, sondern durch den persönlichen Einsatz der Einzelnen zu forcieren sei: Willige Konsument_innen, Produzent_innen, die der Erwerbsarbeit grenzenlose Definitionsmacht über ihr Leben zugestehen, oder einsatz- und risikofreudige Spekulant_innen genießen aus dieser Perspektive gleichermaßen Anerkennung. Der homo oeconomicus, dessen Handeln angeblich rationalen Entscheidungen und Kosten/Nutzen-Kalkülen folgt, reklamiert den Status einer anthropologischen Grundannahme, auch wenn er weiterhin nach maskulinistischem Modell geformt ist (Michalitsch 2006; Habermann 2008). Persönliche Bekenntnisse zu Autonomie, Selbstverantwortung und ›Selbstunternehmertum‹ können sich innerhalb dieses diskursiven Rahmens des Lobes sicher sein (Rose 1999; Peters 2001; Pühl 2003). Soziale Hierarchien werden als adäquater Ausdruck persönlicher Leistung rationalisiert; Diskriminierungen entsprechend entweder als selbstverschuldet legitimiert oder es wird zumindest in die persönliche

Verantwortung der Einzelnen gelegt, ihnen entgegenzutreten.¹² Staatliche Anti-Diskriminierungspolitik gelangt in den Ruf, paternalistische Gängelung, Eingriff in private Freiheitsräume oder unangemessene Bevorzugung zu sein.¹³

Ich möchte die These vertreten, dass neoliberale Diskurse eine Pluralisierung sexueller Subjektivitäten und Lebensformen forcieren, weil damit eine Ideologie der freien Gestaltbarkeit des eigenen Lebens, inklusive Körper und Selbst, versinnbildlicht werden kann. Insofern diese Gestaltungsmacht als ›Befreiung von repressiven Regulierungen‹ gepriesen wird, dient sie dazu, gesellschaftliche Verantwortung in Eigenverantwortung zu übersetzen und Zustimmung zum Leistungsprinzip sowie zum Abbau sozialstaatlicher Absicherungen schmackhaft zu machen. Entsprechend behaupten die neoliberalen Diskurse eine Konvergenz oder quasi natürliche Stimmigkeit zwischen sexuellem Pluralismus und Marktpluralismus, zwischen sexueller Freiheit und Marktfreiheit. Diese Konvergenz beruht auf einem Lob der Privatisierung, dem gemäß die Sexualität als Aspekt des Persönlichen und in der Sphäre des Privaten besonders gut floriert, ähnlich wie die Wirtschaft von staatlichen Eingriffen befreit, ungebremst private Profitinteressen unterstützen könne. Wenn die Thesen sexueller Selbstbestimmung und Selbstgestaltung forciert werden, geht es jedoch nicht nur darum, neue Konsument_innengruppen zu erschließen und nicht-normkonforme Sexualitäten als Arbeitssubjekte zu integrieren, sondern sexuelle Subjektivitäten zu konstituieren, die der Konsolidierung der neoliberalen Ordnung dienlich sind.¹⁴ So verweist Volker Woltersdorff auf entsprechende mediale Diskurse, in denen Klischeebilder von Schwulen als Idealfiguren neoliberaler Transformation geschaffen werden: »[...] [Z]eitgenössische Medienberichte und Politikstrategien versuchen Schwule (und in geringerem Maße auch Lesben) und den ihnen zugeschriebenen gay lifestyle als Musterschüler des Neoliberalismus und als prestigeträchtige Konsum-Avantgarde in die Mitte der

12 Zur Kritik am Topos der Eigenverantwortung inklusive der These, dass dieser im Angriff auf Solidarverhältnisse letztendlich Autonomie untergräbt, vgl. Nullmeier (2006). Vgl. Krebs (2002) für eine Kritik von Gerechtigkeits-theorien bezüglich ›Arbeit‹ und ›Liebe‹ und eine Problematisierung von Leistungsgerechtigkeit. Zu letzterem vgl. auch Walzer (2000: 203ff.)

13 Bezüglich feministischer und queerer Kritik an neoliberaler Ökonomie vgl. Gibson-Graham (1996), Hennessy (2000), Kreisky (2001), Duggan (2003), Wagenknecht (2003), Pühl/Sauer (2004), Ernst (2005), Michalitsch (2006), Ludwig (2006), Groß/Winker (2007), Lorey (2007b), Woltersdorff (2008).

14 Vgl. Hennessy (2000), Duggan (2003).

Gesellschaft einzuschreiben.« (Woltersdorff 2004: 146). Es fragt sich jedoch, ob dies wishful thinking von Seiten neoliberaler Kräfte ist bzw. inwiefern sexualpolitische Bewegungen tatsächlich darauf setzen, dass sozio-politische Integration als ökonomische Integration erfolgt, und wer von dieser Strategie profitiert (Gluckman 1997; Pellegrini 2002).

Wenn es darum geht, die Reichweite kultureller Politiken für die Kritik und Anfechtung neoliberaler Transformationen einzuschätzen, gilt es zu bedenken, dass Neoliberalismus über die diskursive, ideologische Formation hinaus auch einen Komplex politischer und ökonomischer Maßnahmen, Alltagspraxen sowie ein Ensemble von Wissen, Technologien und Apparaten bezeichnet (Foucault 2000: 219f.; Lemke 2000; Harvey 2005).¹⁵ Diese umfassen die Regulierung nationaler Ökonomien durch Weltbank-Politiken ebenso wie die Entscheidung eine_16-Jährigen, durch eine Schönheitsoperation in die persönliche Zukunft zu investieren. Soziale, politische und ökonomische Akteur_innen produzieren Wahrheits- und Wirklichkeitseffekte gemäß den Formen, in denen sie sich innerhalb der neoliberalen Diskurse bewegen und/oder diese mit anderen Diskursen konfrontieren. In dem Maße, wie sich der Einfluss kapitalistischer Ökonomie auf alle Bereiche des Sozialen und des Gesellschaftlichen ausdehnt, verstärkt sich die systematische Umverteilung von Kapital und Ressourcen nach oben, so dass die Schere ökonomischer Ungleichheit zunehmend weiter aufklappt. Während zum einen die Steigerung von Profitraten die ökonomischen Entscheidungen anleitet, werden zum anderen Ressourcen gemäß herkunfts- und leistungsorientierten statt sozialen Kriterien verteilt. Eva Kreisky (2001) nennt dies eine Politik der Ungleichheit, die nicht nur Massenarbeitslosigkeit und Armut in Kauf nimmt, sondern den Abbau politischer Institutionen forciert, die auf egalisierende Umverteilung zielen. Dass hierbei – entgegen aller Rhetorik der Geschlechtergerechtigkeit oder der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie – mittels staatlicher Maßnahmen (wie ›Hartz 4‹ oder Erziehungsgeld, um zwei Beispiele jüngster deutscher Politik zu nennen) geschlechterhierarchische Arrangements verstärkt und mit anti-egalitärer Klassen- und Migrationspolitik verschaltet werden, hat vielfache Kritik erfahren (Kreisky 2001; Pühl 2003; Ernst 2005; Ludwig 2006; Michalitsch 2006). Eine Ausweitung dieser Überlegungen, insbesondere hinsichtlich

15 Vgl. auch Leidinger (2003), die den Zusammenhang zwischen neoliberalen Diskursen, Finanz- und Konzernkonzentration und Medieninhalten in der sich globalisierenden Medienlandschaft – und zwar aus feministischer Perspektive – bearbeitet.

der Auswirkungen spezifischer Policies, ins Feld der Queer Studies steht allerdings weitgehend aus (Groß/Winker 2007; Woltersdorf 2008). Staatliche und transnationale politische Maßnahmen bilden ein verzahntes, wenn auch nicht widerspruchsfreies Geflecht mit den im engeren Sinne ökonomischen Entscheidungen und Institutionalisierungsformen der Börsen, Banken, Wirtschaftsverbände, Unternehmen und Konzerne, mit Handlungsweisen und Alltagspraxen von Individuen sowie weiteren gesellschaftlichen Kräften (Wissenschaft, Medien, kulturelle, soziale und religiöse Organisationen, Vereine, Verbände, soziale Bewegungen) (Lemke 2000; Wagenknecht 2003; Gibson-Graham 2005; Stäheli 2007 u. 2008). Dieses Zusammenspiel ist unweigerlich auf sprachlich-diskursive Vermittlung angewiesen, durch kulturelle Vorstellungen und Gewohnheiten unterfüttert und wird mittels kultureller Politiken aktualisiert. Kultur und Ökonomie stehen sich nicht als getrennte Sphären gegenüber, sondern das Ökonomische artikuliert sich als ›cultural economy‹ (Stäheli 2008) und das Kulturelle ist niemals ›merely cultural‹ (Butler 1998b), sondern ein Effekt kontingenter, sozio-ökonomisch bedingter Materialisierungen. Oder, wie David Ruccio schreibt: »[...] [T]he capitalist economy is ›saturated‹ by and cannot exist apart from cultural meanings and identities. From this perspective, each moment of capitalism, from the existence of commodity exchange to the export of capitalism is simultaneously economic and cultural.« (Ruccio 2007: 36) In diesem Sinne liegt der Fokus dieses Buches auf den kulturellen Politiken, die von verschiedenen Kräften mit Bezug auf neoliberale Ökonomien entwickelt werden. Das besondere Interesse richtet sich hierbei darauf zu verstehen, welche Rolle Sexualität und speziell eine Diversifizierung geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen in diesem Kontext spielen. Um dieser Frage genauer nachzugehen sollen nun mögliche Zusammenhänge zwischen Sexualität und Ökonomie durchdacht werden.

Sexualität in der Ökonomie in der Sexualität

Der von mir verwendete Sexualitätsbegriff knüpft an Michel Foucaults Untersuchung *Der Wille zum Wissen* (1983) an. Foucault stellt dort Sexualität als einen Diskurs und ein Produkt historischer Macht/Wissenskomplexe vor, mittels derer sich die Konstituierung einer spezifischen modernen Form des Subjekts vollzieht. Sexualität fungiert hierbei als Scharnier zwischen Individuum und Gesellschaft, über das die Disziplinierung individueller Körper und die Regulierung der Bevölkerung organisiert wird. Ein Dispositiv der Sexualität, beste-

hend aus medizinischen und juridischen Diskursen, familiärer und pädagogischer Überwachung, Geständnispraxen, Selbsttechnologien, Produktions- und Reproduktionsverhältnissen, bewirkt eine Anreizung sexueller Diskurse, mittels derer die Einzelnen in der Sexualität die ›Wahrheit ihrer Selbst‹ erkennen sollen, sich sexuelle Identitäten, insbesondere ein Spektrum sexueller Perversionen, herausbilden und gesellschaftliche Verhältnisse sich als Formierungen dieser Subjekte in Familien, Fabriken, Kliniken, Gefängnissen etc. gestalten. Feministische, queere und antirassistische Theorie hat die bei Foucault nur andeutungsweise thematisierte Problematik der Ausbildung von Subjekten als geschlechtlichen, zweigeschlechtlichen, heterosexualisierten, rassifizierten und ethnisierten Identitäten aufgegriffen und entsprechend macht- und herrschaftskritisch zugespitzt (vgl. Engel/Schuster 2007).

Im Hinblick auf spätmoderne Gesellschaften erfährt das Sexualitätsdispositiv insofern eine Veränderung, als es nicht mehr unbedingt darum geht, eine ›Wahrheit des Selbst‹ im Sinne einer Identität zu entdecken, sondern die ›Wahrheit‹ in der durch Selbsttechnologien bewirkten permanenten Gestaltbarkeit und Umarbeitung des Selbst zu sehen oder auf einen Wahrheitsanspruch zu verzichten (Lorenz/Kuster 2007; Engel 2007a). Entsprechend verändert sich das Dispositiv, insofern die Sexualität nicht mehr einfach als Scharnier zwischen Individuum und Bevölkerung funktioniert, sondern ›Durchquerungen‹ (Lorenz 2007a/b, 2009) unterschiedlicher sozialer Positionen inspiriert.

Eine foucaultsche Sicht auf Sexualität als soziale Regulierungs- und Subjektivierungsinstantz schließt keineswegs aus, Sexualität zugleich aus psychoanalytischer Perspektive als Bedingung und Effekt einer Strukturierung (unbewusster) Phantasien und Wünsche zu verstehen, entlang derer sich ver(zwei)geschlechtliche Subjektivitäten und (hetero-)sexualisierte Beziehungen herausbilden. Feministische und queere Theorie hat deutlich gemacht, dass diese Prozesse keineswegs als universell anthropologisch, essentialistisch oder gar biologistisch aufzufassen sind, sondern dass die unbewussten psychischen Prozesse, mit denen sich die Psychoanalyse befasst, sehr wohl als strukturiert durch und konstitutiv für geo-historische Macht- und Herrschaftsverhältnisse verstanden werden können (Lauretis 1987; Butler 1991; Silverman 1996; Lummerding 2005). Im Kontext der Queer Theory sind mittlerweile insbesondere die Prozesse der Identifizierung und des Begehrens, das Verständnis der Phantasie und der Fetische als Zeichen des Begehrens so umgearbeitet, dass Sexualität nicht länger an der normativ heterosexuellen, rigide zweigeschlechtlichen Ordnung ausgerichtet bleibt und das Monopol des Phallus als alles organisierendem Prinzip

gebrochen ist.¹⁶ Die Kombination beider Perspektiven, der foucaultschen und der psychoanalytischen, lässt Sexualität zudem als Feld performativer kultureller Praxen erscheinen, in dem semiotisch-diskursive Prozesse, Phantasiebildungen und körperliche Performanz zusammenspielen und das, was als Sexualität erfahrbar wird, in geteilten Praxen fortwährend hervorbringen (Butler 1995; Lauretis 1996). Die Bilder, die im Rahmen dieses Buches in den Blick genommen werden, können zugleich als Produkte und als Produktivkräfte dieser psycho-sozial gelebten kulturellen Prozesse aufgefasst werden. Wird dann, wie zuvor erläutert, auch die Ökonomie in ihren kulturellen Dimensionen thematisiert, lässt sich zeigen, dass ökonomische und sexuelle Vorstellungen und Praxen ineinandergreifen, sich gegenseitig beeinflussen und Subjektivitäten hervorbringen, die als Verkörperungen eines Konglomerats sexueller und ökonomischer Logiken erscheinen.

So charakterisiert beispielsweise Foucault in der Einleitung zu *Der Wille zum Wissen* das mit der Repressionshypothese vertretene Verständnis bürgerlicher Sexualität als eines, das der Ökonomie des Mangels und den Prinzipien der Verknappung folge (vgl. Foucault 1983: 22). Interessanterweise ersetzt er es sodann durch ein anderes, nämlich konsumistisches Bild der Ökonomie/Sexualität, das heißt eines der kontinuierlichen Produktivität und fortwährenden Anreizung (ebd.: 23). Angesichts der Ähnlichkeit dieses Bildes mit der spätkapitalistischen Logik permanenter Differenzproduktion ließe sich von heute aus betrachtet auch argumentieren, dass Foucault die Durchsetzung neoliberaler Dynamiken vorwegnimmt – oder sie entgegen seinem kritischen Anspruch gar unterstützt. Nichtsdestotrotz ermöglicht es Foucaults diskursanalytischer Ansatz, eine reflexive Distanz gegenüber den im Umlauf befindlichen Sichtweisen einzunehmen, die die Relation von Sexualität und Ökonomie zu erklären trachten. Diesbezüglich sind, um bei den ökonomischen Metaphern zu bleiben, zwei konkurrierende Modelle im Umlauf: Entweder Sexualität wird als Gegenspieler_in des Ökonomischen figuriert, die zwecks reibungsloser ökonomischer Produktion diszipliniert oder unterdrückt würde, jedoch als ›befreite‹ eine potentiell revolutionäre, antikapitalistische Kraft entfalten könne (Reich 1972; Marcuse 2004). Oder Sexualität wird als Paradigma, Triebkraft oder konstitutives Moment der (kapitalistischen) Ökonomie aufgefasst: sei es, dass in der fortwährenden kapitalistischen Wunschproduktion

16 Bezüglich heteronormativitätskritischer Umarbeitungen der Psychoanalyse vgl. Butler (1995; 2004), Fuss (1995), Lauretis (1996), Lummerding (2005), Engel (2006c).

ein nicht zu befriedigendes Streben oder ein ödipaler Mangel ausgemacht wird (Žižek 2001; Lyotard 2007), oder, dass eine genuine Produktivität des Begehrens angenommen wird, die vom kapitalistischen Prozess angeeignet wird bzw. im Sinne antikapitalistischer Politiken diesem zu enteignen ist (Deleuze/Guattari 1997). Im Anschluss an Foucault oder aus der Perspektive kritischer Kulturwissenschaften geht es nicht darum, sich zwischen diesen Modellen zu entscheiden. Werden sie als Produkte diskursiver Prozesse betrachtet, die aus gesellschaftlichen Machtdynamiken und hegemonialen Kämpfen hervorgehen und in diesen wirksam werden, so lässt sich fragen, welches dieser Modelle von welchen gesellschaftlichen Kräften hinsichtlich der Durchsetzung oder Anfechtung neoliberaler Transformationsprozesse zum Einsatz gebracht wird.

Im Rahmen dieser Arbeit geht es mir darum zu verstehen, welche Bedeutung diesbezüglich queeren kulturellen Politiken zukommt, inwiefern sie die vertrauten Motive aufgreifen, die bestehenden Modelle modifizieren oder neue Vorschläge hinsichtlich der Relation von Sexualität und Ökonomie einbringen. Meiner Ansicht nach greift es hierbei zur kurz, wenn lediglich gefragt wird, ob die Denaturalisierung normativer Heterosexualität und rigider Zweigeschlechtlichkeit eine Infragestellung ökonomischer Produktivität bewirkt oder sich perfekt in neoliberale Verhältnisse einfügt. Interessanter erscheint mir die Frage, ob sich spezifisch queere Verständnisse von Ökonomie entwickeln lassen und inwiefern diese Auswirkungen auf Verständnisse der Sexualität oder sexuelle Subjektivitäten, Beziehungen und Praxen haben könnten. Diese Frageperspektive möchte ich gerne in das Feld queerer kultureller Politiken im Neoliberalismus einführen und anhand der Bildlektüren verfolgen. Doch was begründet meinen Optimismus, dass kulturelle Bilder und/oder Bildlektüren diesbezüglich von Relevanz sein könnten? Wie lässt sich eine transformatorische und herrschaftskritische Perspektive queerer kultureller Politiken plausibilisieren?

Bilder als Agenten der Gouvernamentalität

Aus repräsentationskritischer Perspektive betrachtet sind Bilder niemals isolierte Gebilde, sondern Teil komplexer Produktions-, Rezeptions- und Zirkulationsprozesse. Bedeutungsproduktion spielt sich demnach relational ab, in Prozessen, die sich zwischen Bild und Betrachter_in, zwischen Bild und Produzent_in sowie Bild und Präsentationsort vollziehen – all dies Verhältnisse, die jeweils durch sozio-kulturelle Bedingungen und Formen gestaltet sind (vgl. Hall 1997;

Mirzoeff 1999). Soll das Bild, als das ich hier einen zweidimensionalen Gegenstand bezeichne, der bestimmte Formen, Farben und Texturen aufweist, nicht als passives Objekt der Lektüre, als Geniestreich eines kreativen Geistes oder als Ware des Marktes verobjektiviert werden, gilt es ihm eine Eigenmächtigkeit in diesen Prozessen zuzugestehen, von einer Interaktion auszugehen: »an interaction of the visual sign, the technology that enables and sustains that sign, and the viewer« (Mirzoeff 1999: 13), oder sogar das Bild als aktives Moment oder Agenten anzusehen, so dass in »einer spezifischen Interaktion zwischen Bild und Subjekt [...] das Bild zum Ereignis wird, das heißt, dasjenige ist, was handelt« (Adorf 2007:16). Renate Brosch (2004) schlägt einen Umgang mit Bildern vor, der nicht an einem harmonischen Dialogmodell ausgerichtet ist, sondern Lektüren als Machtverhältnisse versteht, die mit der Gefahr einer Vereinnahmung oder Unterwerfung des Bildes einhergehen können. In Anerkennung dieser Machtgesättigtheit bieten für sie »ekphratische Lektüren«, die durch eine sorgfältige Beschreibung des Bildes ein gegenseitiges Konstituierungs- und Anfechtungsverhältnis zwischen Bild und Betrachter_in produzieren, die Möglichkeit, Bilder in der Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion handlungsmächtig werden zu lassen. Das Modell der ekphratischen Lektüre werde ich im Rahmen dieses Buches weiter ausarbeiten, indem ich in die kulturwissenschaftliche Bildlektüre sozio-politische und queer/feministische Diskurse eintreten lasse (vgl. auch Engel 2008b). Darüber hinaus erscheint es mir im Hinblick auf die Frage nach der sozialen Produktivität von Bildern notwendig, geo-politische Kontextualisierungen der Bedeutungsproduktion und der Repräsentationspolitik vorzunehmen (Rogoff 2000), das heißt, die Zirkulation der Bilder, ihr Auftauchen an bestimmten Orten, vor bestimmten Augen, die Weise ihrer Präsentation und ihres Auftritts sowie die sich dort entfaltenden Interaktionen aufzuzeigen. Um zu erklären, wie Bilder in diesem Zusammenhang politisch wirksam werden, möchte ich vorschlagen, sie als Instrumente und Agenten der Gouvernamentalität zu verstehen.¹⁷

17 Vgl. Tom Holert (2008), der nach den Formen des »Regierens im Bildraum« fragt und dort eine Manipulation von Sichtbarkeit und Evidenz als charakteristischen Elementen der Gouvernamentalität visueller Kultur des 21. Jahrhunderts diagnostiziert, nicht aber die Bilder selbst als Medien der Gouvernamentalität bezeichnet. Linda Hentschel (2007) spricht von »Bildern als Regierungstechnologien«, verwendet hierbei allerdings den Begriff der Gouvernamentalität zunächst synonym zu dem der Bio-Macht und verengt ihn dann auf ein historisch spezifisches Sicherheitsdispositiv. Der Effekt ist, dass die Bilder darin aufgehen, funktional für dieses Dispositiv

Im Sinne Michel Foucaults hieße dies, dass durch sie oder dass mit ihnen die Bedingungen und Möglichkeiten des Handelns anderer beeinflusst werden.

Michel Foucault hat den Begriff der Gouvernamentalität eingeführt, um das gesellschaftliche Zusammenspiel von Subjektivität und Herrschaft zu bezeichnen. Das dynamische Geflecht der sich wandelnden Machtrelationen kann damit auch in seinen Verfestigungen betrachtet werden und erhält eine gewisse Strukturiertheit, ohne dass die Subjekte der Herrschaft ausgeliefert sind oder diese voluntaristisch gestalten könnten. Der Gouvernamentalitätsbegriff erfasst, wie sich Herrschaftsverhältnisse über Formen von Subjektivität konstituieren und wie sich zugleich die Subjekte mittels spezifischer Subjektivierungsweisen in Herrschaftsverhältnisse einschreiben (vgl. Foucault 1987, 2000; Lemke 1997; Engel 2003). Den Zusammenhang stellt Foucault über die Einführung des Begriffs der Regierung her, der Formen der ›Regierung des Selbst‹ mit der ›Regierung anderer‹ verknüpft, wobei Regierung sich dadurch auszeichnet, dass sie die Bedingungen des Handelns (anderer) beeinflusst: »Regieren hieße in diesem Sinne, das Feld eventuellen Handelns anderer zu strukturieren« (Foucault 1987: 255). Es bedeutet jedoch auch, durch Selbsttechnologien und Formen der Selbstsorge die Bedingungen des eigenen Handelns zu gestalten. Während Foucault die Bedeutung von Diskursen und Technologien hervorhebt, möchte ich vorschlagen, auch Bilder hinsichtlich ihrer gouvernementalen Wirkungsmacht zu betrachten, also zu fragen, wie sie die Bedingungen des Handelns beeinflussen, mithin Agenten sind, oder zu eben diesem Zwecke als Instrumente genutzt werden.

Foucault hat den Begriff der Gouvernamentalität im Rahmen seiner Überlegungen zum Neoliberalismus ins Spiel gebracht. Er erlaubt es, das neoliberale Individualisierungsparadigma als ein subtiles Zusammenspiel von Selbsttechnologien, institutioneller politischer Herrschaft und ökonomischen Abhängigkeits- und Ausbeutungsrelationen zu verstehen. Charakteristisch ist, dass Subjektivität und Herrschaft sich nicht klar geschieden den Sphären des Persönlichen und des Staates zuordnen lassen. Spätmoderne Formen der Regierung beruhen laut Foucault darauf, dass die Einzelnen in der Gesamtheit ihrer Lebensäußerungen in das Feld des Gouvernements eingeladen

zu sein. Meinerseits möchte ich hingegen herausstellen, dass die Gouvernamentalität der Bilder sich in darin zeigt, dass sie implizit wirksam wird, indem sie Wahrscheinlichkeiten produziert, die davon abhängen, die die Handlungsmächtigkeit von Subjekten zu aktivieren (vgl. Kap. 6: 219f.).

werden. Nicht einfach die aktive Partizipation als politisches Subjekt, sondern wie die Individuen ihr Leben leben und welche Formen der Subjektivität sie ausbilden, wird über den Begriff der Gouvernamentalität in die Herrschaftsanalyse einbezogen. Statt Staatssouveränität stellen Bevölkerungspolitik und Bio-Macht den Fokus dar (vgl. Rose 1999). Im Sinne der aktiven Verwicklung der Individuen und der Verwobenheit von Subjektivität und Herrschaft kann Gouvernement auch als eine Form der Hegemoniebildung bzw. das Konzept der Gouvernamentalität als hegemonietheoretisches gedeutet werden (vgl. Giesser/Ludwig 2008). Bilder wären dementsprechend, wie zu Beginn dieser Einleitung vorgeschlagen, als Teil hegemonialer Kämpfe zu deuten.

Kulturelle Politiken hegemonietheoretisch

Ein an Hegemoniebildung orientiertes Verständnis von Herrschaft geht davon aus, dass diese nicht primär durch Zwang, Repression oder Gewalt operiert, sondern dadurch, dass ›Zustimmung‹ zu den Herrschaftsverhältnissen errungen und ein, wenn auch prekärer, womöglich kompromisshafter oder umkämpfter gesellschaftlicher Konsens hergestellt wird. Diese ›Zustimmung‹ ist nicht unbedingt als rationale Entscheidung zu verstehen, sondern kann sich auch durch Alltagspraxen oder durch Nicht-Anfechtung dessen, was als ›normal‹ erlebt wird, manifestieren. Vor allem aber wird sie von verschiedenen sozialen Positionen aus, die miteinander durch Macht- und vielleicht Unterdrückungs- und Ausbeutungsrelationen verbunden sind, unterschiedlich ausgedeutet und artikuliert; was immer auch die Chance birgt, dass die darin angelegten Konflikte zur Politisierung und zur Umarbeitung der Herrschaftsverhältnisse führen. Diese Anfechtungs- und Veränderungsprozesse nennt Antonio Gramsci, auf dessen Gefängnistagebücher (1927-1935; dt. 1991-2002) dieses Hegemoniekonzept zurückgeht, hegemoniale Kämpfe. Sie spielen sich maßgeblich in dem Feld ab, das Gramsci in Erweiterung eines verengten Staatsbegriffes die Zivilgesellschaft nennt und damit all diejenigen sozialen Akteur_innen, Praxen und Institutionen bezeichnet, die in mehr oder weniger organisierter Form öffentlichen gesellschaftlichen Raum gestalten – Medien, Erziehung und Bildung, Religion und Gesundheitswesen, Produktionsverhältnisse und Arbeitsteilung, aber auch viel begrenztere Praxen wie Streiks, Demonstrationen, eine queere Filmreihe, das lesbisch/feministische Straßenfest oder die Dorfkneipe gehören dazu. Kulturelle Politiken, also diejenigen Politikformen, die sich journalistischer, künstlerischer oder alltagskultureller Darstellungsformen bedienen und

diese, sei es in pädagogischer und/oder propagandistischer, informierender und/oder werbender, subtiler oder demonstrativer, autonomer oder kommerzieller Weise, öffentlich artikulieren, sind explizit darauf gerichtet, ›Zustimmung‹ zu gesellschaftlichen Verhältnissen herzustellen, anzuzweifeln oder aufzukündigen und sind in diesem Sinne für die Hegemoniebildung von entscheidender Bedeutung.

Eine im engeren Sinne an Gramsci orientierte Hegemonietheorie fasst hegemoniale Kämpfe so, dass sie auf Universalisierung zielen, dass also gegen-hegemoniale Bewegungen darauf aus sind, ihrerseits Hegemonie zu erringen und das politische Feld zumindest vorübergehend zu dominieren. Entgegen einer solchen letztlich auf Konsensproduktion abzielenden Version beziehe ich mich auf eine poststrukturalistisch gewendete Hegemonietheorie, die im Anschluss an Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (1991) den fortwährenden politischen Dissens hervorhebt und genau darin das demokratische Potential eines heterogenen Gesellschaftlichen und einer ›offenen Zukünftigkeit‹ sieht.¹⁸ Insbesondere aus postkolonialer und queer-theoretischer Perspektive ist hervorgehoben worden, dass dies zudem ein Verständnis des Politischen eröffnet, in dem auch Gruppen, die nicht die Möglichkeit haben oder nicht darauf aus sind, Hegemonie zu erringen oder von einer Position der Subalternität aus agieren, als politisch handelnd und handlungsmächtig wahrgenommen werden können.¹⁹

Poststrukturalistisch informierte Hegemonietheorie arbeitet mit einer Unterscheidung des Politischen von der Politik.²⁰ Das Politische ist demnach durch ›Unabschließbarkeit‹ gekennzeichnet, die sprach- und subjekttheoretisch darin begründet liegt, dass keine Bedeutung je

18 Mouffe (1993) prägt für ein dissensorientiertes Verständnis des Politischen den Begriff des agonalen Pluralismus (agonistic pluralism). Vgl. auch Rüdiger (1996), Marchert (1998), Butler et al. (2000), Moebius (2003), Lummerding (2005), Laclau (2005).

19 Vgl. Wilson (1997), Smith (1998), Butler (2004), Castro Varela/Dhawan (2005; 2007). Spivak (2007) macht darauf aufmerksam, dass die Anerkennung der politischen Handlungsmächtigkeit der Subalternen in einer Paradoxie gefangen ist, insofern eine advokatorische Arroganz entsteht, wenn welche sich herausnehmen, das ›Für-sich-selber-Sprechen‹ anderer zu repräsentieren, bzw. Handlungsmächtigkeit nur dann wahrgenommen werden kann, wenn sie nach dem Muster des Bewusstseinssubjekts konstruiert, sprich Subalternität überwunden wird. In Engel (2007b) habe ich ausgearbeitet, wie queere Handlungsmächtigkeit unter Verzicht auf den Status als politisches Subjekt und ohne Universalisierungsanspruch gedacht werden kann.

20 Vgl. Moebius (2003: 191ff.), Mouffe (2005), Lummerding (2005).

endgültig zu fixieren ist und keine Identität jemals eine stabile Kohärenz ausbilden kann.²¹ Die Unabschließbarkeit stellt – quasi im ›Inneren‹ der Politik – die Bedingung der Möglichkeit dar, dass überhaupt politische Entscheidungen getroffen werden können. Insofern diese nicht durch Sachzwänge oder überhistorische Wahrheiten vorherbestimmt sind, wird die Unabschließbarkeit auch als eine prinzipielle Unentscheidbarkeit bezeichnet (vgl. Marchert 1998; Moebius 2003). In diesem Sinne bedeutet Politik, dass ›Entscheidungen in der Unentscheidbarkeit‹ getroffen werden. Diese Entscheidungen sind notwendig kontingent und können die Unabschließbarkeit des Politischen nicht unterlaufen. Geschieht dies dennoch, so ist dies als Herrschaftseffekt zu verstehen, der die prinzipielle Offenheit durch Verobjektivierung (›das Gesetz des Marktes‹) oder Naturalisierung (›das Faktum heterosexueller Anziehung‹) einer bestimmten Ordnung stillstellt und ein Phantasma der Kohärenz (der Kapitalismus, die Gesellschaft, die Frau) produziert. Nichts kann jedoch verhindern, dass diese Phantasmen politisch angefochten oder auch einfach nur in sozialen Praxen unterlaufen werden (vgl. Butler et al. 2000).

Wenn sich somit eine Diversifizierung geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen im Feld öffentlicher Repräsentationen ausprägt, so lassen sich darin widerstreitende Kräfte identifizieren: Sexualpolitische Diskurse, die ein minderheitenpolitisches Integrationsverlangen ausdrücken; queer-politische Diskurse, die das glatte Funktionieren heteronormativer Normalität zu unterlaufen trachten; neoliberale Diskurse, die soziale Differenzen zur Privatangelegenheit erklären, um sie aus der öffentlichen Regulierung (Disziplinierung oder gar Förderung) auszuschließen, oder Diskurse, die affirmativer Diversity-Politik verschrieben sind und Differenz als Ressource feiern. Die Affinitäten und

21 Sprachtheoretisch erklärt sich die Unabschließbarkeit des Politischen damit, dass es keine stabile, absolute Bedeutung geben kann, da Bedeutung den Zeichen, Ideen oder Objekten nicht inhärent ist, sondern nur durch Unterscheidung von anderen Zeichen, Ideen oder Objekten, also notwendig kontextabhängig, entsteht. Susanne Lummerding ergänzt dies psychoanalytisch und sieht die Voraussetzungen des Politischen in der »Unmöglichkeit, das Verfehlen der Sprache sprachlich zu erfassen« (Lummerding 2008: 179), eine Unmöglichkeit, die das kennzeichnet, was Lacan ›das Reale‹ nennt. Diese Unmöglichkeit begründet erst, dass Identität und Kohärenz unmöglich sind und Bedeutung nicht fixiert werden kann. Sie begründet aber auch, dass es notwendig ist, ins Symbolische einzutreten, also nicht im Verfehlen der Sprache zu verharren – und das heißt, Entscheidungen zu treffen und Politik zu betreiben, obwohl das Verfehlen der Sprache nicht umgangen werden kann.

Konflikte, die sich zwischen diesen Kräften entwickeln, interessieren mich weniger im Hinblick darauf, welche Machtkonstellation vorläufig hegemonial geworden ist und die aktuelle Herrschaftsformation bestimmt, als im Hinblick auf die Dynamiken der politischen Kräfte, die darum ringen, soziale Felder zu besetzen und zu (re)organisieren.

Figuren der Ambiguität und der Paradoxie erscheinen mir diesbezüglich von besonderem Interesse. Wie ist es einzuschätzen, wenn Uneindeutigkeit, Ambiguität und Paradoxie eine Normalisierung erfahren und privilegierte Orte im hegemonialen Feld einnehmen können? Neoliberale Diskurse formulieren paradoxe Anforderungen, z.B. zugleich individuelle Besonderheit und soziale Anpassung oder Autonomie und sorgende Verantwortung zu leben; so findet sich die Konsument_in von Werbebildern mit uneindeutigen Geschlechtern oder Begehrenskonstellationen beglückt; so stehen die Drag Kings in den hegemonialen Medien Seit an Seit mit der heteronormativen Idealkleinfamilie, oder sexuelle Befreiung bedeutet zugleich Prekarisierung (Woltersdorff 2007). Aus hegemonietheoretischer Perspektive ist dies interessant, weil die Dynamik hegemonialer Kämpfe durch Antagonismen gespeist ist, also dadurch, dass ein Widerspruch zwischen politischen Positionen artikuliert wird. Zu fragen wäre nun, ob Ambiguitäten und Paradoxien die Ausbildung von Widersprüchen verhindern und damit die hegemoniale Dynamik zähmen. Oder bilden sich womöglich neue Formen der Politisierung heraus, die nicht mehr der Logik des Widerspruchs folgen? Oder verändert der Widerspruch selbst seinen Charakter?

Diesbezüglich ist zu bedenken, dass in der Hegemonietheorie gemäß der Unterscheidung von Politischem und Politik auch zwischen dem Antagonismus (Singular) und Antagonismen (Plural) unterschieden wird (Laclau/Mouffe 1991).²² Antagonismen bilden sich als Gegensätze im gesellschaftlichen Feld aus. Sie sind das Organisationsprinzip politischer Artikulationen, die ihre Spezifik (und das kann auch eine Allianz unterschiedlicher Positionen unter einem gemeinsamen Namen sein) gewinnen, indem sie eine antagonistische Gegenposition konstruieren. Hingegen ist der Antagonismus die strukturelle Grenze des Gesellschaftlichen, die durch dessen prinzipielle Unabschließbar-

22 Laclau (2005) nimmt die Unterscheidung von Antagonismus und Antagonismen zum Anlass, um Heterogenität zu theoretisieren, die Abhängigkeit des Politischen von irreduzibler Heterogenität herauszustellen und, jenseits von Ableitungsverhältnissen oder der Universalisierung hegemonialer Herrschaft, eine Heterogenität politischer Kämpfe anzuerkennen.

keit bestimmt ist und die bewirkt, dass auch die politischen Identifizierungen, die notwendig sind, um soziale Antagonismen aufzubauen, ständig aufgebrochen werden. So betrachtet können Paradoxien und Ambiguitäten auch als Teilhabe des Antagonismus an den Antagonismen verstanden werden (vgl. Laclau/Mouffe 1991; Moebius 2003; Lumerding 2005). Da der Antagonismus selbst durch Unabschließbarkeit gekennzeichnet ist, löst sich die Figur eines glatten Widerspruchs auf, was sich auch darin bestätigt, dass die Formulierung, dass Entscheidungen unter Bedingungen der Unentscheidbarkeit getroffen werden, selbst ein Paradox ist.

Um einzuschätzen, was es bedeutet, wenn Uneindeutigkeit, Ambiguität und Paradoxie eine Normalisierung erfahren und mittlerweile privilegierte Orte im hegemonialen Feld einnehmen, lasse ich mich im Folgenden von der These leiten, dass neoliberale Transformationen spätmoderner Gesellschaften mit einer neuen Form der sozialen Integration von Differenzen einhergehen, die ich als ›projektive Integration‹ bezeichne. Über den Modus der projektiven Integration entsteht ein neuer hegemonialer Konsens, der bestimmte Formen insbesondere homosexueller Existenz nicht nur als integrationsfähig ansieht, sondern sie als Vorbilder zivilgesellschaftlicher, konsumkapitalistischer Bürger_innenschaft figuriert und eine Allianz derjenigen begründet, die ihre (geschlechtliche und sexuelle) Subjektivität als Projekt individueller Gestaltung und fortwährender, flexibler Umarbeitung verstehen.²³ Diese Vorbildfigur und der Mechanismus der projektiven Integration, aus der sie hervorgeht, sind herrschaftstheoretisch interessant, weil sie eine klare Hetero/Homo-Opposition in Frage stellen und durch eine Allianz dominanzgesellschaftlicher und minderheitenpolitischer Zustimmung zum neoliberalen gesellschaftlichen Projekt ersetzen. Methodisch begründen sie meine Frage nach der sozialen Produktivität der Bilder, weil Projektion ein visuell-imaginärer Prozess ist, mittels dessen Bilder in den sozialen Raum ›geworfen‹ werden. Welche Bedeutung kommt diesen Bildern im Hinblick auf neoliberale sozio-ökonomische und sexualpolitische Transformationen zu?

23 Zum Vorbildcharakter schwuler Subjektivität vgl. Hennessy (2000), Pellegrini (2002), Wagenknecht (2003), Woltersdorff (2004; 2007). Zur Allianzbildung mittels der Figuren der Selbstgestaltung und Selbstverantwortung vgl. Pühl (2003), Ha (2005), Lorey 2007, Mönkedieck (2008).